

(Nachdruck verboten.)

## 85] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Georg hörte still zu, aber was der grüne Heinrich sagte, das überzeugte ihn nicht . . . Sein Haß auf die Fabrikanten und die reichen Leute überhaupt war nicht so groß. Er hatte als Arbeiter einen schönen Groschen Geld verdient. Daß Tausende weniger und trotz angestrengten Schaffens wirklich nicht genug für ihre Bedürfnisse erwarben, das kümmerte ihn jetzt schon garnicht. So groß war seine Gerechtigkeitsliebe nicht, daß sie alle Menschen gleichmäßig umfaßte! Ihm, ihm war Unrecht geschehen, himmelschreiendes Unrecht! Von seinesgleichen noch mehr, wie von denen, für die er gearbeitet hatte. Aber am meisten von den Richtern, die sich Georg Hellwigs Hirn als eine Bande von brutalen, rücksichtslosen Machthabern und Verächtern jedes anderen Seins darstellten. Denen galt seine Rache am ersten!

Der grüne Heinrich tastete und suchte. Endlich fand er rein zufällig den wundesten Punkt in Georgs Seele. . . . Er sagte:

„. . . um det wer ja ooch nich! Wo jäbet denn sonne blödsinnig harten Strafen, wenn die schwarzen Affen nich auch aus dieselben Kreise herkommen däten! Det sind sozusagen jewissermachen bloß die Kettenhunde, die de Reichen vor ihre Häuser legen, weita nisch! Seh mal, wenn de heite eenen dodschlägst aus Wut, denn krichste 'n paar Monate!! Stehst aber 'n paar Zigarren aus 'n Kasten, wo verschlossen gewesen is, det is schwerer Diebstahl, dadruff steht Zuchthaus! . . .“

„Na, was hast Du denn gemacht?“ fragte Georg plötzlich.

„Ja? Na, wat wer id denn gemacht ham? 'n bisken inebrochen . . . wat man so macht! . . .“

„Un machst Du det denn immer?“

„Na, wat soll id denn sonst machen? Ne Pension krieg id doch nich! Ja muß doch ooch wat dun! Un det is ebent meine Arbeit!“

Georg schüttelte den Kopf.

„Un fühlste Dir denn dabei wohl? Ja denke mir det schrecklich, immer so von de Polizei beobacht un keen Ogenblick Ruhe! Ja floobe, da wird id verrickt bei wern!“

Der Grüne lachte schallend. Aber unter diesem Lachen verbarg sich seine Enttäuschung; er war viel zu klug, um nicht einzusehen, daß er keinen leichten Stand haben werde Georg gegenüber, aber die Hartnäckigkeit, mit der der ehemalige Forstaufseher an seinen Ideen festhielt, zwang ihn, den anderen nun erst recht zu gewinnen, wenn Worte nichts halfen, denn dadurch, daß er ihn von sich abhängig machte und ihn in seine Schuld brachte . . .

Da sie jetzt auf die elektrische Bahn sprangen, mußten sie vorsichtig in ihren Gesprächen sein und redeten wenig. Georgs Gedanken eilten bang und zweifelvoll der Fahrt voraus an das Krankenbett seiner armen Liebsten.

Aber er kam zu spät. Als sie im Krankenhaus anlangten, erfuhren sie, daß die schwarze Emma in der vergangenen Nacht gestorben war.

24.

Von seinen früheren Bekannten hätten die wenigsten Georg Hellwig wiedererkannt, als er in „Bartels Salon“ mit der blauen Adele tanzte. Er hatte sich den Schnurrbart abnehmen lassen und trug nur ein kleines scharf ausrasiertes Backenbärtchen, das seinem länglich kantigen Gesicht etwas den amerikanischen Typus ließ, den der gutgemachte Anzug von weichem grauhaarigem Stoff glaubhafter machen sollte. Er hatte sich in den zwei Monaten, die seit Emmas Tod vergangen waren, viel in der Gesellschaft der Brüder und ihrer Dirnen aufgehalten und sich auch schon ein wenig die posierte Ruhe und das in Gang und Haltung zum Ausdruck kommende Muskelprohementum angeeignet, das den Eingeweihten diesen Menschenschlag so leicht kenntlich machte.

Georg tanzte gut, wenn auch in der vulgär schiebenden Art von seinesgleichen und das große, feingliedrige Mädchen hing mit geschlossenen Augen und zurückgebogenem Kopf, wie

körperlos gleitend, in seinen Armen. Im schwarzen fließenden Kreppkleid hatte diese dahinschwebende Horizontale, deren Antlitz einer weißen Lilie auf schwarzer Spitzenmanschette glich, etwas beinahe Körperloses; und ihre großen von den Lidern bedeckten Augen starrten in verzünderter Hingabe zur Höhe wie bei einer betenden Nonne.

Jetzt, zu Ende des Musikstückes, hatten die meisten Tänzer ihre in bunten Seidenfarben schwingenden Mädchen zum Platz geführt. Nur eine Starke mit rotgefärbtem Haar, der im tiefen Ausschnitt des weißen Tuchkostüms Brüste und Nacken brannten, drehte sich noch mit ihrem kleinen Herrn; und eine andere schwirrte wie ein Käfer in blauem Atlas mit ihrer leicht gekleideten Freundin umher. . . . Die sahen, blickten alle auf Georg und Adele, auf den Starken, der kein Ermüden kannte, und auf die Schwindsüchtige, der das Fieber in der kranken Brust die Kraft gab, bis zu Ende zu tanzen.

Er hatte sich da zum zweiten Male ein Weib zu eigen gemacht, die mit Rachen und Jubeln für ihn gestorben wäre. . . . Und er sah sich stolz um, nun wo er sich langsamer und langsamer im Walzer drehte, bis die Musik abbrach und er die Große, Schlanke zum Tisch führte, die an seinem Arm hing wie eine welkende Blüte. . . .

„Schon zu Ende!“ sagte das Weib leise. Ihre Augen, die das matte Dunkel einer sternlosen Nacht hatten, hesteten sich jetzt weitgeöffnet und trunken an Georgs Gesicht, der in seinem kurzen Traum von Glück und Wohlsein wie ein Feld hinschritt.

Die Kronleuchter des mit schreiender Talmipracht ausgestatteten Tanzsaales flammten hell über die Tische auf der um den großen Raum sich hinziehenden Estrade, an denen sich das Zubältertum des äußersten Nordens mit den Kokotten dieser Gegend breit machte.

Georg grüßte hier und da, aber er schritt weiter, die Treppe hinauf, über die man zu den Restaurationszimmern kam. Er sah da oben mit seinen Freunden, dem bayerischen Franz, mit Fliegenfuß und vielen anderen, die sich um den berühmten Kürassierwihelm scharten, einem Hünen, von dem es hieß, daß er als erwachsener Mensch noch keine Nacht anders als am Spieltisch verbracht hätte.

Wie er aber in die Tür des Zimmers trat, in dem es laut genug zuing, erlosch urplötzlich der Glanz in Georgs Augen. Es an seiner ärgerlichen Bewegung spürend, daß ihm etwas mißfiel, fragte ihn die schwarze Adele:

„Was ist denn, Liebling?“

Aber jetzt sah sie selber, daß inzwischen jemand in die Gesellschaft gekommen, der vorher nicht dagewesen war. Sie hatte vom ersten Tage an Mißtrauen gehabt gegen den Menschen mit der breiten eingedrückten Nase und den ewig lauern Augen, die so klein unter überhängenden Lidern hervorblickten.

„Ach der! . . .“, sagte sie ziemlich laut, „son Ekell!“

Aber Georg machte sich los, ging um den Tisch herum und begann, ihm die Hand reichend, ein Gespräch mit dem grünen Heinrich, in dessen Verlauf er einen Stuhl heranzog und, da kein Platz am Tisch mehr war, sich hinter den ehemaligen Förster setzte.

Die schwarze Adele ging zu einer Freundin, unterhielt sich mit der, ohne die Augen von den beiden dort drüben zu wenden, von denen sie den einen ebenso sehr liebte wie sie den anderen haßte.

Was die zwei Männer so eng verband, ahnte sie nur. Denn in den zärtlichsten Stunden selbst ließ sich Georg kein Wort entschlüpfen über seine Beziehungen zu jenem Unheimlichen. Er wurde unwirsch und am Ende grob, wenn sie in ihn drang, ihr zu sagen, was ihn an diesen Menschen kettete, den er, das sah sie ja, doch ebenfalls nicht leiden mochte. Und ihr Aerger auf den überall wie ein Gespenst auftauchenden Genossen ihres Liebsten wurde zur hellen Wut, als sie merkte, daß Georg offenbar jenes anderen wegen nicht mit ihr zusammenziehen und ihr erklärter Liebhaber werden wollte. Bei diesem Anlaß kam es zum ersten Male zum Bank zwischen dem Baare, und sie, die ihren Georg anbetete, mußte versprechen, daß sie nie wieder davon anfangen und über den grünen Heinrich nie mehr mit ihrem Liebsten reden wollte, was sich natürlich nicht durchführen ließ und noch zu manchem Streit Veranlassung gab.

„Du lebst un jeniecht,“ sagte der Grüne, das eine Auge aufknirschend und mit dem Kopf nach der schwarzen Aede hinüberwinkend, „un id arbeete daweiile und schlag mir mit de Potente“) rum!“

Er sprach in dem gedämpften Ton, den hier in dem Lärm der Fesenden niemand anders verstehen konnte. Georg antwortete ebenso.

„Na id hab' da doch schon so ofte jesagt, Du sollst mir mitnehm'!“ . . . Id ängstige mir doch nich etwal So!“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Sterben.

Von Berner Peter Larsen.

Der „alte Ranft“, wie ihn die Leute nannten, hatte ein Häuschen am Ende des Dorfes. Warum er eigentlich der „alte“ hieß, das wußte wohl niemand so recht. Denn erstens war er ja nicht alt und zweitens nicht älter, als manche andere, die man deshalb noch lange nicht „alt“ nannte. Aber er war nun einmal der „alte“. Und dabei blieb es.

Als der alte Ranft an die Fünfzig war, legte er sich hin und starb. Sein Sohn war damals noch ein Schulbub und seine Frau sollte bald niederkommen — und nun auch noch der Mann tot! — ja, sie mochte es nicht leicht haben.

Nein, leicht nicht. Aber das war sie auch nicht gewöhnt. Sie hatte ihr Lebelang schwer gearbeitet und jetzt, wo es so um sie stand, zu allem auch noch den Mann gepflegt, Nächte hindurch gewacht, ihn gehoben und getragen, und bei Tagesgrauen wieder auf den Beinen und die Wirtshaft versehen — alles alleine.

„Die kriegt 'n Knag,“ sagten die Nachbarsfrauen. „Wenn das gut abgeht . . .“

„Hören Sie mal, Frau Ranften, aber Sie wissen doch . . .“

„Ich weiß,“ sagte sie.

Aber was half das alles? Es mußte doch getan werden.

Nun war der alte Ranft also tot und begraben. Einen schönen Platz hatte sie ihm ausgefucht, mitten auf dem Friedhof und unter einer mächtigen Föhre. Da lag er nun und hatte Sonne und Schatten und auch Regen genug, so daß die Blumen auf seinem Grab schon gleich Wurzel fahnen und prächtig fort kamen. Mitten auf dem Hügel stand ein hölzernes Kreuz, darauf stand alles geschrieben: Johannes Ranft und wann geboren und wann gestorben, wie es ihm zutram. „Auf Wiedersehen!“ hatte der Maler noch dazu schreiben wollen. Aber dafür wollte er zwei Mark extra, und das konnte man sich sparen. Ob das nun auf dem Holze stand, oder nicht, nein, das war wirklich egal.

Mutter Ranft ging oft hinauf und hatte ihre Freude daran, wie nett das Grab aussah. Es war auch so richtig dauerhaft eingerichtet; es konnte noch hundert Jahre daliegen, wie so manche andere. Das freute Mutter Ranft. Da mochte der Alte nun ausruhen. —

Mutter Ranft hatte wohl doch einen „Knag“ bekommen. Das Kind, das sie zur Welt brachte, erhielt die Kottause; morgens war es tot. Nur ein Glück, daß sie gleich ein zweites Stück Land gekauft hatte da oben. Eigentlich hatte sie es ja auch für sich bestimmt. Aber nun tat sie das Kind hinein und für sich selbst kaufte sie das Stück links daneben. Da sollte der Alte dann liegen, links sein Weib und rechts sein Kind, so recht schön beisammen.

Sie hätte doch auch einen Jungen? meinte der Totengräber. Ob sie nicht auch für den ein Stückchen —?

Nein, für den brauchte sie nichts. Gott, so ein Junge wird groß und zieht fort, nicht? So ein Junge — man weiß nie, wo der noch zu liegen kommt. Da geht er womöglich mit einem Schiff unter. Oder er muß in den Krieg — da packen sie ihm mit hundert anderen zusammen, man weiß nicht mal, wo. Nein, für den brauchte sie nichts.

So ein Junge zieht fort. — Nun, vorerst war es einmal Mutter Ranft, die fortzog. Sie verkaufte das Häuschen, tat den Jungen in Pflege und zog in die Stadt. Was sollte sie denn? Sie mußte doch leben. Und soweit würde das Geld für das Haus schon reichen, bis der Junge fertig war. Sie selbst — nun, sie fand schon was. In der Stadt da brauchten sie alleweile Kinderfrauen und Ammen und nun, wo es gerade so war — ja, ja, sie fand schon was. Keine Sorge. Und wenn man es gerade traf — bei feinen Leuten — da konnte man es schon gut haben.

Nun lag der alte Ranft oben auf dem Friedhof und Mutter Ranft hatte eine Stelle. Es war gar nicht schwer gewesen, sie zu finden, sie war ja eine gesunde Frau. Und sie hatte es auch ganz gut, das mußte man ja sagen. Manchmal, wenn sie das fremde Kind an der Brust hielt, mußte sie ja wohl an ihr eigenes denken — wie, wenn sie das nun hier so liebte — und es lachte und strampelte — aber nein, nein, es war wohl doch gut, daß es so gekommen. Der Herr mochte ihr verzeihen. Welche Mutter wünschte nicht ihrem Kinde Leben? Aber wo in aller Welt hätte sie mit zweien hinsollen.

Ja, es war gut so. Der Junge war nun auch fertig und in Lehre; das Geld hatte gerade gereicht. Und Mutter Ranft zog von Stelle zu Stelle. Sie war nun Kinderfrau.

Dann kam sie zu Professors und da blieb sie. Wieviel Jahre? Sie wußte es nicht mehr genau. Es mochten fünfzehn, es mochten aber auch achtzehn sein. Die Kinder waren ja großgeworden unter ihren Augen. Nun half sie überall im Hause mit, die gnädige Frau mochte sie nicht missen. Und wenn nun halb die Tochter heiraten würde —

Die gnädige Frau lächelte.

Da lächelte auch Mutter Ranft.

O, sie verstand schon . . . sie verstand unzugehen. . . . Alle ihre Kinder waren groß geworden. Groß und kräftig. Kein einziges gestorben — von so vielen!

— Eines Tages war Mutter Ranft krank. Sie fieberte und hatte Stiche und Schmerzen und am Ende verlor sie gar die Besinnung. Aber nach drei Wochen war sie wieder munter. Sie hatte ja eine kräftige Natur.

Mit dem Tage begann sie zu sparen. „Ich muß doch nun bald nach Hause“, sagte sie. „Da muß ich schon allmählich sorgen . . .“

„Nach Hause?“

„Gewiß. Ich hab' da noch 'en Stückchen Land, oben neben dem Bunn und dem Alten. . . .“

Die Köchin zuckte die Achseln.

„Das ist doch nun ganz egal. . . .“

Mutter Ranft machte große Augen.

„Egal? Wo man liegt? Wo man stirbt?“

„Na, gewiß.“

„D nes. Das ist nicht egal. Ich möchte nicht hier liegen, in dem Steinhaufen . . .“

„Das wissen Sie denn doch nicht.“

„Möglich. Aber in 'ner Stadt, in so 'ner Stadt — nes! Da haben mir die Leute erzählt: eben da ist's noch 'en Friedhof und 'en Weilchen, dann steht 'en Tanzboden da und wieder 'en Weilchen — nes, nes!“

Mutter Ranft winkte ab.

„Na“, sagte die Köchin, „was ist denn nun groß dabei? Ein Kirchhof, nun ja, und 'en Tanzboden. Denen, die da liegen, ist doch ganz egal. Das können Sie man glauben. Wenn der Mensch tot ist, dann ist er eben tot, dann ist er —“

Mutter Ranft schüttelte den Kopf.

„Aber Veria. Das verstehen Sie nicht. Sie sind in 'ner Stadt groß geworden, Sie haben keine Stelle, wo Sie hingehören, so 'en Stück Erde oder so . . . was man so Heimat nennt . . .“

„Und die Stadt —?“

„'ne, Stadt ist das nicht. 'ne Stadt ist keine Heimat. Die ist heute so und morgen so, gar nicht wiederzukommen. Und dann Steine, lauter Steine . . .“

„Und wenn ich nun eine hätte?“

„Dann würden Sie verstehen, was ich sage. Es ist nicht egal, wo der Mensch liegt. Jeder will zurück in die Erde, aus der er gekommen ist. Jeder will eigentlich liegen, wo man ihn kennt. Nur die Stadtmenschen — denen ist's egal; die kennen einer den anderen nicht. Die haben ja auch keine Erde. Die haben bloß Steine . . .“

„Möglich“, sagte die Köchin. „Möglich, daß sie bloß Steine haben.“

Sie stand am Herd, ihr Gesicht lohnte.

Damit war das Gespräch zu Ende. Dann heiratete die Tochter des Hauses und bald hatte Mutter Ranft zu wiegen und zu warten. Sie war nun zur Tochter übergegangen, und als bald darauf der alte Professor starb und nicht lange danach seine Frau, folgte ihr die Köchin zu dem jungen Paare nach. So war es in der Familie: die Leute blieben lange im Horje.

„Da sehen Sie nun,“ sagte Mutter Ranft, „wie lange ist es her, da lebte noch der Professor und das Haus war voller Besuch und überall Bekannte und Freunde und so. . . . Na, und nun ist er tot. Wer weiß nun von ihm?“

„Na, ja. Er ist ja auch tot.“

„Ach, tot. . . . Gewiß tot. Aber niemand spricht von ihm. Kein Mensch denkt, daß er gelebt hat. Und man will doch eigentlich nicht so ganz . . . na, wie soll ich gleich sagen . . . so mit einemmal weg und vergessen sein. . . .“

„Ja aber wenn man doch stirbt?“ „Nes“, sagte Mutter Ranft, „das ist es nicht. Gestorben ist mein Alter auch. Aber bei uns ist das anders, ja . . . Wenn da einer stirbt, o, da spricht man noch lange von ihm. Am Sonntag gehen die Menschen auf den Friedhof und lesen die Kreuze und dann sagt einer zum andern: ja, weißt Du, sagt er, das ist nun hier der Schmidt, Du weißt doch, der Krämer Schmidt, oder das ist nun der alte Ranft, und dann erzählen sie von ihnen, dies und jenes, ganze Geschichten. Das ist es. Wenn da einer stirbt, dann ist er nicht tot; er bleibt immer mitten unter allen und der Friedhof liegt auch dicht am Dorfe. Und das alles macht auch das Sterben viel leichter. Aber in 'ner Stadt, wer da stirbt — der ist richtig tot. Da schleppen sie ihn Gott weiß wohin und wenn auch mal jemand vorbeikommt, dann kennt er ihn nicht, einer den anderen nicht, alles sind Fremde. . . . Wer wollte ihn auch da rausfinden unter den vielen? Und heute denken Sie noch an ihn und morgen auch noch, aber dann — vergessen Sie ihn. Alle haben Eile und Geschäfte. Dann ist er wirklich tot, nicht wie bei uns, wo man noch dreißig und vierzig Jahre —“

„Möglich“, sagte die Köchin. „Möglich, daß er tot ist.“

Sie zuckte die Achseln. — —

Die Zeit ging.  
„Nun muß ich wohl bald nach Hause,“ sagte Mutter Ranft.  
„Nun werde ich alt . . .“

Sie zählte ihr Geld. Es mochte reichen. Sie hatte ja ihr Lebelang tüchtig zugefaßt. Da mochte es zum Sterben reichen.

Aber dann kam eines Tages ein Brief, darin stand, ihr Sohn läge im Krankenhaus, irgendwo weit fort, und er habe die Auszehrung — und sein Geld — und niemanden — keinen Menschen —.

Da schickte Mutter Ranft ein gut Stück Geld fort. Und als ein zweiter Brief kam, daß er tot sei, da schickte sie noch ein Stück fort, und nun war's auch zum Sterben zu wenig.

Es war nur gut, daß sie damals nicht auf den Totengräber gehört hatte. Nun hatte sie doch recht behalten. Gewiß, so ein Junge zieht fort — weiß man, wo der zu liegen kommt?

Aber nun mußte sie acht geben, daß sie selbst zurecht kam. Daß sie nicht auch noch in solchem Steinhäufen, wie ihr Junge und der Professor und all die anderen zu liegen kam . . . verschollen und vergessen. . . .

Und wieder sparte Mutter Ranft. Jeden Pfennig. Jedes Vierteljahr trug sie alles zur Kasse und das Buch gab sie dem Herrn in Verwahrung, der verwahrte es gut — in seinem Arbeitszimmer in einem eisernen Schrank.

Die Jahre gingen.

„Bald reicht es,“ dachte Mutter Ranft, „bald reicht es . . .“

Und eines Tages sah sie: es war genug. Es reichte. Gott sei Dank! Nun würde sie also doch zu liegen kommen, wo man sie kannte, nicht wie die Städter, einfach verschwinden — plötzlich — spurlos — für immer — als hätten sie nie gelebt . . . Den Städtern mußte es ja grauen. Heute dachte noch einer an Sie, einer oder zwei, aber morgen — nein, denen mußte es wirklich grauen . . . .

„Nun muß ich aber nach Hause“, sagte sie.

„Nach Hause?“ sagte die gnädige Frau. „Aber Frau Ranft!“

„Ja, gnä' Frau, ich hab' da noch 'en Stückchen Land . . .“

„Und gerade wo wir verreisen wollen! Wem soll ich denn die Kinder anvertrauen?“

Mutter Ranft war ratlos.

„Gnä' Frau müssen mir doch nicht übelnehmen, aber gnä' Frau finden wohl jemand. . . .“

„Aber Frau Ranft! Frau Ranft —!“

Wie sollte sie jemanden finden? Es half nicht, Mutter Ranft mußte bleiben. Wenigstens bis die Herrschaft zurückkam, in sechs Wochen etwa. Wenn sie dann schon gar nichts anderes wollte, ja nun dann — in Gottes Namen . . . .

Als vier Wochen um waren, bekam Mutter Ranft Fieber. Sie ging den Tag über umher, aber gegen Abend mußte sie sich doch legen. Nun, es war wohl nicht weiter schlimm. Am nächsten Tage aber lag Mutter Ranft auch noch und am übernächsten auch noch und es wurde wohl doch eigentlich statt besser schlimmer.

„Wenn nur die Herrschaft bald käm,“ sagte sie. „Jetzt mußte ich wirklich nach Hause . . .“

Die Tage gingen. Die Herrschaft kam nicht. Sie war irgendwo im Süden, wo die Orangen blühen.

Eines Nachts wurde Mutter Ranft unruhig.

„Ich hatte es mir eigentlich anders gedacht,“ sagte sie, „so überhaupt . . . das Leben. Wenn man nicht leben konnte, wie man wollte, so möchte man doch wenigstens sterben, wie man will . . .“

Nach zwei Tagen war sie tot.

Das Sparsassenbuch lag im Arbeitszimmer des Herren, in dem eisernen Schrank. O, er verwahrte es gut!

— Nein, Mutter Ranft, leben, wie man will, das kann man nicht. Heute noch nicht. Aber sterben, wie man will — das noch viel, viel weniger . . . .

An stillen Sonntagen, wenn das Wetter schön ist, steigen die Dörfler zum Friedhof hinaus, wandern durch die Reihen und lesen bekannte Namen. Jeder kennt ja den anderen und von jedem weiß man dies und jenes.

„Siehst du“, sagen sie zu einander, „da liegt nun der Krämer Schmidt und da liegt der Hans — das war mal ein Prachtferl! — und da liegt der alte Ranft . . .“

Keiner von all denen ist tot; sie sind mitten unter den anderen und der Friedhof ist ja auch dicht am Dorfe . . . .

Fern, in der Weltstadt aber, auf weitem Totenfeld liegt Mutter Ranft. Wenige Schritte von ihrem Grabe jaust das Leben vorbei . . . in Eile, in Geschäften. . . .

Da Leben hat nie Zeit.

So liegt sie nun da und schläft und niemand kommt zu ihr und geht einmal jemand vorbei — er kennt sie nicht und sucht sie einer — er fände sie nicht unter all den vielen. . . .

Ja, Mutter Ranft.

Verschollen. Vergessen. . . .

## Anders Zorn.

(Zum 50. Geburtstag am 18. Februar.)

Die nordischen Völker sind gegen uns Deutsche in der wirtschaftlichen Entwicklung zurück. In Schweden, Dänemark, Norwegen, Finnland vollzog sich die Umwandlung des Agrarstaates in den Industriestaat später als bei uns, ja in Schweden und Nor-

wegen ist sie noch recht im Fluß. Eine derartige wirtschaftliche Umwälzung pflegt die geistigen Kräfte wachzurufen, die Menschen aus ihrer selbstgenügsamen Ruhe aufzustören. Man denke an die unerhörte Energie, mit der die schwedische Arbeiterschaft den Generalstreik durchgeführt hat, oder auch an den für uns vorbildlichen Kampf gegen den Alkoholismus, eine Bewegung von unten nach oben. Gegen das, was dort mit der Zeit geleistet wird, sind unsere Erfolge in Deutschland, die wir über wohlmeinende Lebensarten kaum hinauskommen, doch recht armelig. Es steckt etwas von Renaissance-Geist in diesen nordischen Völkern — man merkt's an ihrem Entdeckungseifer, an ihrem großen Anteil an den Forschungsreisen, sei es nach dem Nordpol, sei es nach Tibet: Man sjen und Ebn Gedin. Die Heimat wird ihnen geru zu enge, den Künstlern des Nordens, dann treibt es sie häufig nach Paris. Eine auffallende Anpassungsfähigkeit kommt ihnen dabei zu flatten. In der müden, stets abwechselungsbedürftigen Pariser Gesellschaft, die von ihrer eigenen Verlebtheit längst angewidert ist, werden die frischen, unverbrauchten Persönlichkeiten mit Freuden aufgenommen, wie etwa die dänische Opernjägerin Arnoldson. Die Ursprünglichkeit schwedischer Kunst hat ihre Ursachen vor allem in ihrem noch kaum gelockerten Zusammenhang mit dem Volksempfinden — Dichter wie die Selma Lagerlöf können das beweisen. Neben dem Wandertrieb, dem Gefühl, daß die Heimat für ein kraftvolles Talent zu eng ist, dem stolzen Weltbürgerstum steht also bei den Schweden wie bei den Scandinaviern überhaupt die Anhänglichkeit an die Heimat, die enge Verbindung mit dem Volkstum. Beide an sich so verschiedenen Züge erklären sich wie gesagt aus dem Uebergangszustand des jungen Industriestaats.

Diese beiden Züge sind merkwürdig vereint in dem bekanntesten schwedischen Maler der Gegenwart, in Anders Zorn. Die Blutmischung spielt bei ihm sicher auch eine Rolle. Die Vermischung zweier verschiedenen Stämme innerhalb derselben Rasse (in diesem Falle zweier germanischen) und zweier verschiedenen Klassen hat noch immer günstige Ergebnisse gehabt. Anders Zorn ist nämlich der Sohn eines bayerischen Brautnechts und einer dalecarlischen Bauernmagd, ein Kind des Proletariats also. Er ist in Mora in Dalecarlien am 18. Februar 1860 geboren. Von Hause aus schien er für ein Leben in Armut bestimmt zu sein. Der Vater starb früh hinweg, und der Junge mußte dem Großvater in Erläpning in seiner schulfreien Zeit die Schafe hüten. Da zeigte sich denn früh schon sein Malertalent. Die Schulkameraden porträtierte er, ein ganzes Album voll, und auf der Schafweide vertrieb er sich die Zeit damit, Tierfigürchen zu schnitzen und mit Erdbeeren- und Myrienzist anzumalen. Zum Glück hatte sein Vater gute Freunde gehabt. Die waderen Brautnechte legten ihre großen Kronen zusammen und schickten den jungen Anders nach Stockholm auf die Kunstakademie. Unter Graf Georg Rosen's Leitung lernte er zeichnen und aquarellieren und fand als Zwanzigjähriger in den kunstverständigen Kreisen der Hauptstadt Beachtung mit einer Frau im Trauer, einem Aquarell. Von nun an reichte sich bei dem Glückskind Erfolg an Erfolg. Es kamen Porträtaufträge, die ihm jedesmal 150 Kronen eintrugen. So konnte er sich mit 21 Jahren selbstständig machen und auf die Gebundenheit an die Akademie verzichtend nach Spanien und Algerien reisen. Der vortreffliche 1906 verstorbene Maler Ernst Josephson war sein Begleiter. Wo er konnte, lernte er hinzu. Er füllte die Stizzenbücher mit landschaftlichen Eindrücken, er kopierte im Prado in Madrid. Auf der Heimreise hielt er sich in London auf und lernte von seinem Landsmann Axel Hägg und dem Engländer James Tissot radieren. Das Jahr 1883 verbrachte er in der Heimat, aber dann trieb es ihn wieder in die Welt hinaus. Kaum ein Jahr ist seitdem vergangen, ohne daß er eine größere Reise unternommen hätte. 1885 heiratete er und fuhr mit seiner Frau nach Ungarn — ein Hauptwerk, der Richter von Siebenbürgen, entstand damals. Ueberhaupt war die Kraft dieses Naturkundes ständig in Tätigkeit. Am Ziel der Hochzeitsreise, in der Türkei, hatte er einen schweren Typhus zu bestehen, überwand ihn aber schnell; 1887 ist er schon wieder in Spanien und Algerien.

Die vielen Reisen, auf denen Stift, Radiermadel und Pinsel nie ruhten, brachten die künstlerische Persönlichkeit rasch zum Reifen. Mit 28 Jahren ist er auf dem Londoner und Pariser Kunstmarkt bereits bekannt. Er machte sich jetzt erst an die Oelmalerei. Aber auch sofort mit durchschlagendem Erfolg. Das Luxembourgmuseum in Paris kaufte ihm die „Fischer von St. Yves“ ab. Kein Wunder, daß er sich für einige Jahre in der Hauptstadt der Kunst niederließ, in dem Paris, das mit seiner neuen Landschaftsmalerei die Maler der ganzen Welt anzog. Mit dem Jahre 1889 ist er auch als Radierer auf der Höhe angelangt. Die alljährliche Pariser Kunstausstellung, der „Salon“ spricht ihm für das Bildnis der Sängerin Rosita Mauri und des Antoine Proust die Medaille zu und verschafft ihm auf der Weltausstellung desselben Jahres die Aufnahme in die Ehrenlegion — dem Ausländer! In diesen Pariser Jahren entstehen auch seine Meisterradierungen: der Sturm, die Tanzgesellschaft, der Omnibus, viele Bildnisse. 1892 eroberte sich Anders Zorn auch noch Amerika. Als Regierungskommissar hatte er auf der Ausstellung in Chicago die schwedische Abteilung einzurichten. Dabei wurde er von der amerikanischen Gesellschaft mit Porträtaufträgen beauftragt. New York ist selber sein regelmäßiges Reiseziel geblieben, wie London und Paris. Man veranstaltet dort Ausstellungen seiner Werke, man zahlt ihm für radierete Bildnisse die höchsten Preise. Auf der Weltausstellung von

1900 wurde er aufs neue in Paris mit Ehrungen überhäuft. Bis nach Mexiko und Kuba hat der Vielbewegte seine Reisen ausgedehnt.

Und doch ist er der Heimat treu geblieben. In Gopsmor, am Ufer eines Gebirgssees, mitten in mächtigen, uralten Wäldern, hat er sich vier Bauernhäuser, echte dalekarlische Holzhäuser, aufschlagen lassen und mast und radiert dort die starken, breitbürtigen Blondnen und rotbädigen Bauernmädels, nackt, wie sie Gott geschaffen hat. Das Licht in seiner Eimirkung auf den Körper hat ihn von jeher interessiert. Dazu brauchte er natürlich nackte Modelle. Die habende Frau, die vorsichtig am felsigen Seeufer hinabsteigt, von 1895, ist wohl von diesen Freilichtschöpfungen die vollkommenste. Das Ausprobieren aller Lichtwirkungen nur in Schwarz-Weiß, in der Technik der Radierung, hat ihm auch vor allem die unbegrenzte Aufschätzung der Franzosen eingetragen. Denn die malerischen Aufgaben des Impressionismus sind es, die er als Grifffkünstler gelöst hat. Wohl auch als Maler. Seine Delmalerei ist abgeschlossen, fertig, vollendet wie seine graphische Technik. Sie zeigt Leben und Unmittelbarkeit. Das blühende Fleisch seiner Frauenleiber erinnert an Rubens. Wer den nackten Körper so liebt wie Bohn, der mußte ihm mit der Delfarben-technik heizukommen suchen. Im Dämmerlicht des Waldesdichts oder im roten Schein des Feuerwerks hat er seine stammigen Dalekarlierinnen gemalt. Dergleichen wählte er für vornehme, breit hingesehte Bildnisse die unterstübigen Kraft der fastigen Töne, die mit der Delfarbe herauszuholen sind, wohl zu schätzen und auszunützen. Den schwarzen Grad, die bunte Uniform, das helle Gesellschaftsleid der Dame weiß er zur Charakterisierung der Persönlichkeiten zu verwenden und immer die Farben aus Feinste zusammenzustimmen. Ueberall ist insbesondere der flotte Schwung seiner Pinselführung zu bewundern, der all seinen Bildern die besondere Frische gibt. Nirgends kommen diese Vorgänge mehr zur Geltung, als auf seinem Selbstbildnis in den Uffizien zu Florenz, der berühmtesten und köstlichsten Gemäldesammlung Italiens. Jeder Italiensfahrer nimmt von Florenz den Namen Anders Bohn mit heim, wenn er es nicht versäumt, die Selbstbildnisse der Maler zu betrachten, denn seines überstrahlt alle übrigen Modernen.

Und trotz seiner Meisterhaft als Maler ist er als Radierer doch noch bedeutender. Diese Technik entspricht seiner Natur noch mehr. Ganz Bewegung, Unmittelbarkeit, Kraft, Fülle und Deutlichkeit kann er sich erst da ausleben, wo er seine Einfälle gleich fertig hinwerfen kann, wo auch die augenblicklichen Eingebungen einer geistdurchtränkten Beobachtung zum Ausdruck kommen. Er ist kein Phantastikünstler und Grübler, sonst würde er sich in sein Gehäus einspinnen und Welt Welt sein lassen, sondern im Gegenteil Realist, Wirklichkeitsbildner. Ein Mensch mit einem ungewöhnlich entwickelten Instinkt für das Wesentlichste in allen Erscheinungen und dabei ein Künstler von der höchsten Empfänglichkeit für die Schönheitswerte seiner Umwelt. Eine Entbehrung, den die Furcht davor, es könne ihm eine von den Schönheiten der Welt entgehen, immer wieder in die Weite treibt. Ein Schatzkammer, der Oskar Wilde einer gewesen ist.

Er weiß viel zu gut in der Welt Bescheid, um nicht die sozialen Besonderheiten herauszuspüren. Das, was ihn zum modernen Künstler stempelt, ist die Charakterisierung seiner Porträtfiguren als Klassenangehörige. Das, was für kürzlich verstorbene Regniet sein wollte und nach dem Urteil kurzfristiger Kleinbürger auch war, der untrügliche Schilderer der vornehmen Gesellschaft, das ist Anders Bohn in seinen Radierungen wirklich. Ein Tropfen seiner Satire hilft ihm die Platten ähen, wenn die Säuren die Linien von seiner sicheren Hand vertiefen. Die Tanzgesellschaft im Salon, ein Meisterstück der Bewegung, oder die bunt gewürfelte Gesellschaft im Pariser Omnibus im harten Licht des Wintermorgens: der blasse Geschäftsmann mit dem Seidenhut neben dem schlafenden Arbeiter mit dem Barrett und dieser neben der zarten Modistin mit ihren Riesenschachteln, und dann all die unzähligen Künstler, Gelehrten, Großkapitalisten, Fürsten und ihre Frauen, alle sind sie mit den knappsten Mitteln gekennzeichnet. Die Bügelhülle der Hose, der seidene Aufschlag des Fracks sind dabei ebenso richtig wie die Haltung des Kopfes, die Stellung. Ein Freiherr konnte die Gesellschaft nicht beobachten wie der Proletariatssohn, der von außen an sie heranzieht. Und der Freiherr v. Reznicek war von vornherein ein schwächlicher, dekadenter Routinier, während Anders Bohn ein kraftstrotzendes, ursprüngliches Temperament ist, ein stets Lernender und unermüdet aufsteigender. Die Welt hat Respekt vor ihm.

Dr. Hermann Sieber.

### Kleines feuilleton.

#### Vollstunde.

Der böse Blick. Das Thema Aberglaube ist jetzt in der Wissenschaft beliebter denn je. Und zwar handelt es sich fast bei jedem neuen Opus, das herauskommt, nicht etwa darum, dem Aberglauben einen letzten tödlichen Streich zu versetzen, sondern man unterbreitet ihn objektiv, rubriziert, katalogisiert, eruiert und liebt ihn förmlich bis in die letzten Winkel vergessener Pollanten hinein, wo noch Hottispolusse schlummern, die kein Lebender mehr

antwendet. Die Hochachtung, mit der man unter der Flagge einer Vollstunde, Vollstunde oder Vollspychologie so viele Streifzüge in das Gebiet geistiger Finsternis unternimmt, ist die natürliche Reaktion auf jenen trassen Materialismus, dem die Medizin in dem Augenblick erlag, als das Mikroskop als allein seligmachendes Erkenntnis-mittel triumphierte. Vorniert und fanatisch zugleich, wie es nun einmal gute medizinische Tradition ist, verböhnte man zwei Generationen hindurch alles, was nicht nach Cellularpathologie roch. Nun, der Rückschlag ist, wie gesagt, seit einiger Zeit da und wird sobald noch nicht abflauen.

Das Werk des Hamburger Augenarztes Dr. Seligmann „Der böse Blick“ (2 Bände, Verlag Varsdorf) gehört in diesen Zusammenhang. Er legt den Gegenstand materialmäßig dar und macht dann den Schluß, daß eine Reihe von mißverstandenen Beobachtungen am Menschen- und Tierauge zu dem Glauben führte, das Auge sei der Sitz der Seele; daß ferner eine Reihe von Erscheinungen, die sich der primitive Naturmensch nicht erklären konnte, mit der im Auge wohnenden Seele in Zusammenhang gebracht wurde, wobei die Suggestionseiwirkung des starrenden Blicks besondere Erwähnung verdient. Hieraus habe sich nun die Anschauung entwickelt, daß die Seele das Auge verlassen und am anderen Orte Unheil stiften könne. Diese Schlußfolgerung, die gerade die letzte von rund tausend Druckseiten anfüßt, macht sich etwas fahl und befriedigt wenig. Verfasser hat auf dem ganzen übrigen Raum einen gut sortierten Zettelkasten abdrucken lassen, der nur beweist, daß er an 2000 Werke, wenn auch nicht immer im Original, auf sein Thema hin durchgesehen hat. Niemand kann derartiges „lesen“. Es ist hier eine Verwechslung zwischen gelehrt und unlesbar unterlaufen. Die Inventuraufnahme aller bösen Blicke des Erdballs, auch wenn sie zwanzig Jahre währte, dürfte nur die erste Etappe einer solchen Arbeit darstellen. Aus dem fleißigen Material mußte allein das Typische und besonders Auffällige zur Druckschwärze befördert und der Umfang der Unteruchung dann weit über das bloß Philologische-Pathologische hinaus ausgedehnt werden. Denn der böse Blick ist ein Symptom neben anderen von einer komplizierten Entwicklungsstadium der Gattung homo sapiens, einer Krankheit, die sich ohne kulturelle und soziale Ausschau gar nicht diagnostizieren läßt.

Alfred Kind.

#### Medizinisches.

Die Sterblichkeit an Appendizitis. Außerhalb der ärztlichen Kreise gebraucht man auch für die Appendizitis, die jetzt vielerleicht die meisten aller Operationen veranlaßt, gewöhnlich die allgemeine Bezeichnung Blinddarmentzündung, weil jener Begriff nur auf umständliche Weise als Entzündung des wurmförmigen Blinddarmfortsatzes ausreichend wiedergegeben werden könnte. Der Unterschied ist natürlich sehr bedeutend, weil dieser Fortsatz nur ein verhältnismäßig kleines, unwichtiges Anhängsel des Blinddarmes ist und ohne Schaden und Gefahr beseitigt werden kann, wenn nicht die Entzündung schon weiter um sich gegriffen hat oder andere ungünstige Umstände hinzukommen. Ein Arzt, der eine ungewöhnlich ausgedehnte Erfahrung in diesen Operationen besitzt, Dr. Le Grand Guerry, hat im „Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung“ eine Abhandlung über die Sterblichkeit an Appendizitis auf Grund von 545 Operationen, die er in den letzten vier Jahren ausgeführt hat, veröffentlicht. Von diesen Kranken starben nur zwei, was den außerordentlich geringen Verlust von 0,3 Prozent ergibt. Der Sachverständige teilte jene große Zahl von Operationen in mehrere Gruppen, um die Sterblichkeitsgefahr nach den verschiedenen Umständen zu untersuchen. Bei 240 der Fälle handelte es sich um chronische Entzündung, die in einer Ruhezeit operiert wurden. Von diesen Kranken starb kein einziger, und der Arzt meint, daß solche Patienten überhaupt eine sichere Aussicht auf Heilung durch die Operation haben, wenn nicht unvorhergesehene Unglücksfälle eintreten. Zu der zweiten Gruppe gehören 92 Fälle akuter Erkrankung, die innerhalb von höchstens 36 Stunden nach deren Eintritt operiert wurden. Hier scheint die Schleunigkeit des Eingriffs entscheidend zu sein, und der Chirurg empfiehlt daß dieser stets sofort vorgenommen werden sollte, sobald das Leiden sicher erkannt ist. Alsdann ist die Aussicht gleich günstig wie bei der vorigen Gruppe, und nur in dem dritten Fall, daß akute Erkrankungen erst am dritten oder vierten Tage operiert werden, wächst die Lebensgefahr. Leider ist diese Verzögerung sehr häufig, denn von jenen 545 Fällen stellten 213 den Arzt vor diese Aufgabe. Welam er den Kranken überhaupt erst am dritten oder vierten Tage zu sehen, so wurde nicht sofort operiert, sondern die Zeit der großen Gefahr abgewartet und der Eingriff erst einige Tage später vorgenommen. In diesem Punkte bestehen bei den Chirurgen noch große Meinungsverschiedenheiten, aber Dr. Le Grand Guerry hat die Ueberzeugung gewonnen, daß er seinem Verfahren die geringe Sterblichkeit dem Kranken gegenüber oft eine schwierige Stellung hat, weil dieser gewöhnlich die sofortige Operation verlangt und Mißtrauen gegen den zögernden Arzt schöpft. Die Zahlen sprechen jedenfalls deutlich zugunsten dieses Verfahrens, und die beiden einzigen Todesfälle, die Dr. Le Grand Guerry zu beklagen hatte, bezogen sich auf einen Kranken, der gleichzeitig an Nierentuberkulose litt, und auf einen anderen, eines erst siebenjährigen Mädchens, das erst am zehnten Tage zu ihm gebracht wurde.